

Gastkolumne

Trump ist weg, der Streit wird bleiben

Der Grundkonflikt der globalen Welt ist aktueller denn je: Herrschaft des Rechts contra Mitbestimmung des Volkes



Paul Widmer

Bald ist US-Präsident Donald Trump weg vom Fenster. Viele atmen auf. Nun sei, meinen sie, auch der populistische Spuk vorbei. Mit Joe Biden werde die Normalität zurückkehren. Schön wär's. Aber so ist es nicht. Trump war nicht Ursache, sondern Ausdruck eines tiefen Unbehagens über die liberale Ordnung. Dieses schwellt weiter.

Wir leben seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in dieser Ordnung. Sie beruht auf zwei Pfeilern, dem Rechtsstaat und der Demokratie. Eine liberale Ordnung ohne Rechtsstaat kann es nicht, eine ohne Demokratie darf es nicht geben. Rechtsstaat und Demokratie gehören zusammen. Das heisst: Die Bürger müssen am Staatsgeschehen teilnehmen können, sonst verkommt die Demokratie zur Leerformel. Und die Demokratie muss in einen Rechtsstaat eingefügt sein, sonst droht sie in Populismus umzuschlagen.

Aber Rechtsstaat und Demokratie sind zwei verschiedene Dinge. Seit langem. Die Amerikaner gaben sich 1776 eine neue Verfassung, die den republikanischen Staatsaufbau mustergültig regelt. Aber bald entdeckten sie, dass fast nichts zu den Freiheitsrechten der Bürger drinsteht. Also schickten sie 1791 die Bill of Rights nach.

Ähnlich erging es der Schweiz. Die Bundesverfassung von 1848 war nach dem

Geschmack der Liberalen. Sie garantierte den Rechtsstaat. Aber zu den politischen Rechten der Bürger enthielt sie wenig. Deshalb erzwangen Konservative und Demokraten Nachbesserungen. So kam es zu zwei bahnbrechenden Neuerungen, dem fakultativen Referendum und dem Initiativrecht.

In der Schweiz des 19. Jahrhunderts kämpften sich Demokraten und Liberale oft. Doch mit Kompromissen gelang es, einen freiheitlichen Staat zu errichten und die Macht so nahe wie möglich beim Bürger zu halten. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwanden die Unterschiede weitgehend.

Mit der Globalisierung brechen sie indes wieder auf. Sie verlaufen entlang der Scheidelinie von Gewinnern und Verlierern der Globalisierung. Die Gewinner gehören einer neuen Wirtschafts- und Bildungsschicht an. Sie sind international ausgerichtet und profitieren am meisten, wenn Kompetenzen dem Nationalstaat entzogen und auf internationale und suprastaatliche Akteure übertragen werden. Die Verlierer sind jene, die vom Schutz des Nationalstaats abhängen. Das sind vor allem einfache Arbeiter oder Bauern, deren Existenz stark standortgebunden ist.

Die Globalisierungsgewinner stehen in der Nachfolge der Liberalen, die Verlierer in jener der Demokraten. Den Gewinnern geht es um möglichst weltweit geregelte Rahmenbedingungen. Demokratische Überlegungen sind ihnen weniger wichtig. Nicht selten sind ihnen diese lästig, da sie den wirtschaftlichen Durchgriff erschweren.

Anders sieht es für die Verlierer aus. Ihnen sind die demokratischen Rechte mindestens so wichtig wie internationale Regulierungen. Denn eines ist klar: Wird der Nationalstaat geschwächt, verliert auch die Demokratie.



ILLUSTRATION: GABI KOPPE



Wird der Nationalstaat geschwächt, verliert auch die Demokratie. Es gibt keine globale Demokratie und kein globales Parlament.

Es gibt keine globale Demokratie und kein globales Parlament. Die Demokratie ist und bleibt an Land und Leute gebunden. Globalisierung heisst also Vereinheitlichung, aber auch Abbau von liberalen Freiheitsrechten. Im Extremfall geht dieser so weit, bis die Demokratie nur noch dem Namen nach existiert.

Dieser Prozess beunruhigt viele. Der Brexit, der Protest der Gelbwesten oder die Rüge des deutschen Bundesverfassungsgerichts an die Adresse des Europäischen Gerichtshofs wegen dessen Kompetenzanmassungen sind Ausdruck davon. In der Schweiz bekommt man den Demokratieabbau auch zu spüren. Immer mehr Abstimmungen verkommen unter internationalem Druck zu einem schieren Abnicken von bundesrätlichen Empfehlungen, etwa über die Änderung des Waffenrechts oder die Einführung von biometrischen Pässen. Und das ist nur ein Vorgeschmack dessen, was auf uns zukommt, falls wir das Rahmenabkommen annehmen.

In den USA spülten die Ängste der Bürger vor Verlust der eigenen Stellung Trump ins Weisse Haus. Die von Hillary Clinton verspotteten bedauernswerten Hinterwälder erhofften von ihm Abhilfe. Aber er lieferte wenig. Statt das Problem anzupacken, spannte er die Ängste für seine eigenen egoistischen Zwecke ein. Seine Präsidentschaft geht nun zu Ende. Das Globalisierungsproblem jedoch besteht weiter. Daraus ergibt sich: Nicht ein Präsidentenwechsel, sondern nur ein neuer Ausgleich zwischen Demokratie und internationaler Herrschaft des Rechts kann eine Lösung bringen.

Paul Widmer ist Diplomat, Publizist und Sachbuchautor.

Medienkritik

Wenn Männer über Frauen schreiben



Felix E. Müller

In Zeiten des Abbaus sind neue Printprodukte grundsätzlich eine gute Nachricht. Dass erstmals ein Magazin über Sportlerinnen erschienen ist, verdient nur schon deshalb Erwähnung. Zudem wird über Athletinnen zu wenig geschrieben, unter anderem weil die Sportpublizistik immer noch eine Männerbastion darstellt. Das neue Produkt bestätigt dies, stehen doch drei Journalisten dahinter.

Der Mann schreibt, die Frau ist das Objekt des Schreibens: Spätestens seit MeToo weiss der aufgeklärte Zeitgenosse, dass diese Konstellation Achtsamkeit erfordert. Die Herausgeber signalisieren diese auf ihrem Cover, das die Leichtathletin Mujinga Kambundji zeigt – im Rollkragenpulli, damit sie nicht auf ihren Körper reduziert werde. Was auf den ersten Blick vorbildlich scheint, entpuppt sich auf den zweiten als der Punkt, wo das Progressive ins Reaktionäre kippt. Der konservative Islam verteidigt die Burka auch damit, der Körper der Frau müsse vor dem männlichen Blick geschützt werden. Soll der politisch ultrakorrekten Rollkragenpulli zum *new normal* werden, wenn man über Sportlerinnen schreibt?

Wo manche zu viel denken, denken andere zu wenig. Der «Blick» publizierte kürzlich den Beitrag eines Journalisten über Karin Keller-Sutter, in dem die These verbreitet wird, die Corona-Politik der Bundesrätin werde zu Hause von ihrem Mann gemacht, der Arzt ist. Es ist das tiefste Klischee über Politikerinnen, das hier bedient wird, nämlich dass die Frau auf männlichen Beistand angewiesen sei, um sich in einer Sache zurechtzufinden. Schon Elisabeth Kopp wurde so gemobbt. Es ist das *old normal*, das der Leserschaft da zugemutet wird.

Dies könnte doch ein Vorsatz für 2021 sein: Wenn über Frauen geschrieben wird, Sportlerinnen, Wissenschaftlerinnen, Bundesrätinnen, soll man weder in die eine noch in die andere Falle treten.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Das Jahr des Spaziergangs



Nicole Althaus

Weisst du», sagt er und rückt kurz etwas näher zu mir, als Corona es erlaubt, «dieses Jahr werde ich rückstandslos verdrängen, und wenn mich dereinst jemand an 2020 erinnert, werde ich mit den Schultern zucken und sagen, ich war nicht dabei, ich habe nichts erlebt.»

Wir gehen durch die Stadt, die kalt ist und leer. Nur wenig Leute sind unterwegs, und sie weichen sich aus. Gelebt wird dieser Tage gerade sehr privat. Ausgelassenheit findet, wenn überhaupt, hinter verschlossenen Türen statt, Emotionen bleiben eingemauert in vier Wände. Blickte man nichts ahnend vom Himmel herab auf die letzten Tage des Jahres 2020 auf Erden, man müsste wohl

glauben, dass Kontinente aus Eis zwischen den Menschen lägen. Oder aber dass diese bloss Hologramme seien, die sich auflösten, käme man ihnen zu nahe.

Erlebt habe ich eigentlich auch nichts, denke ich und suche die Hand des Freundes aus Schultagen, die rau ist und warm. Ich war, wie die meisten Menschen, entweder zu Hause, im Büro oder auf einem Spaziergang. Genau so könnte sich 2020 in unser kollektives Gedächtnis brennen: als Jahr der flanierenden Kontaktaufnahme. Es fehlte uns an nichts, zumindest nicht in unseren Breitengraden, nicht an Essen, Sicherheit oder Waren, und doch fehlte es uns an allem, was das Menschsein ausmacht: einem herzlichen Händedruck und tröstenden Umarmungen, an liebevollen Berührungen und solchen, die elektrisieren – ja sogar das ungewollte Gerempel in der Masse fehlte zunehmend. 2020 mussten die Menschen auf der ganzen Welt auf eine Selbstverständlichkeit verzichten, die nichts kostet, aber umso teurer ist: auf Nähe. Es sind deshalb nicht Erlebnisse oder spezifische Momente, die mir von diesem Jahr der Pandemie in Erinnerung bleiben werden, sondern ein Gefühl. Das

Gefühl zunehmender Entkörperung, gegen das ich angelaufen bin.

Keiner musste uns oder unseren Kindern, den mit dem Smartphone verwachsenen Mutanten, die Potenz der Technologie vor Augen führen. Aber es brauchte das Virus, um uns deren Grenzen aufzuzeigen. Privat wie beruflich habe ich erfahren, was alles nicht gesagt werden kann am Telefon, welche Ideen nicht entstehen in virtuellen Workshops und dass die beste Internetleitung der Welt niemals die Verbundenheit ersetzen kann, die auf einem Spaziergang entsteht. All die virtuellen Versammlungen, Feiern und Abschiede haben vorab eines bewiesen: Glück und Trauer, Liebe und Vertrauen, Ausgelassenheit und Kreativität, sie alle verlangen nach körperlicher Präsenz.

Mitten im Shutdown der Zivilisation gehen mein Freund und ich nun schweigend, aber Hand in Hand noch eine Runde über leere Plätze und durch verlassene Parks. So wie wir es in den letzten Monaten oft taten, teilen wir die Sehnsucht nach Meer und dem Gesang fremder Sprachen, nach unvorhergesehenen Begegnungen und langen Nächten. Vorab aber teilen wir Handlung, Ort und Zeit.



Mehr als eine Liebesgeschichte, so wurde mir zugetragen, soll flanierend entstanden sein.

Die aristotelischen Prinzipien der Einheit nämlich gelten nicht nur für die Konstruktion eines griechischen Dramas, sie sind Bedingung jeder Begegnung, die den Menschen berührt. In beiden Sinnen des Wortes.

Gerade darum hat der Spaziergang in diesem Jahr eine kathartische Wirkung entwickelt: Er ist zum einzigen Raum analoger Kontaktaufnahme geworden, zur letzten Zone zwischenmenschlicher Annäherung. Eine Form der Selbstvergewisserung, des Miniausbruchs gar. Selbst meine Kinder, die vorher nie einsehen wollten, warum der Mensch flaniert und nicht bloss surft, verabredeten sich zum Spazieren mit Freunden. Mehr als eine Liebesgeschichte, so wurde mir zugetragen, soll flanierend entstanden sein. Und was bleibt uns jetzt auch anderes übrig, als dem neuen Jahr entgegenzulaufen, sich ihm hoffnungsvoll in die Arme zu werfen und dem Augenblick entgegenzufiebern, in dem man wieder richtig anstossen kann, mit Champagner natürlich und mit Umarmungen: auf ein anderes und gesundes Jahr!

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».